

Neue
Streifzüge
durch die
Ewige Stadt

MARCO LODOLI

Unter dem blauen

Himmel

Roms

it

Marco Lodoli führt Sie in ein Rom jenseits der Touristenführer, eine Stadt in der Stadt, die unzählige magische Momente bereithält. In zartem Morgenlicht und tiefster Nacht, in strömendem Regen und Sonnenschein flaniert Lodoli durch seine Geburtsstadt und entdeckt bisher Unentdecktes. Er erklärt, was es mit Berninis kleinem Elefanten auf sich hat, erzählt von »sprechenden Statuen« und einem Olivenbaum, auf dem drei weitere Bäume wachsen, und stößt auf allerlei Kostbarkeiten bei einem Streifzug durch die quirligen Marktstände von Val Melaina.

Marco Lodoli, 1956 in Rom geboren, arbeitet dort als Schriftsteller, Journalist und Lehrer. Seine Romane und Erzählungen wurden in viele Sprachen übersetzt. Seine Feuilletons erschienen regelmäßig in der italienischen Tageszeitung *La Repubblica*.

Gundl Nagl (eigentlich Gundl Hradil), geboren 1939 in Wien, arbeitete als Lektorin und in der Dramaturgie der Salzburger Festspiele. Übersetzungen aus dem Italienischen: allesamt Werke des römischen Schriftstellers Marco Lodoli.

insel taschenbuch 4453
Marco Lodoli
Unter dem blauen Himmel Roms



MARCO LODOLI

Unter dem blauen
Himmel Roms

Neue Streifzüge durch die Ewige Stadt

Aus dem Italienischen
von Gundl Nagl

Insel Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Nuove isole. Guida vagabonda di Roma
bei Giulio Einaudi editore S.p.A., Turin.
© Stefano Ravera, mauritius images, Mittenwald

Erste Auflage 2016
insel taschenbuch 4453
Deutsche Erstausgabe
© Insel Verlag Berlin 2016
© Marco Lodoli. All rights reserved handled
by Agenzia Letteraria Internazionale, Milan, Italy
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Umschlagfoto: Harald Nutz, Anif
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36153-4

Unter dem blauen

Himmel Roms

Unsere Inseln können Bilder sein, Bäume, kleine Plätze, Orte, an denen die Schönheit Zuflucht findet, aber auch Augenblicke, gewisse Viertelstunden, verborgen im Getriebe des Tages, Minuten, die aufgelesen werden wie kostbare Steine.

Unsere Epoche neigt sich unaufhaltsam der Nacht zu, die Jugend ist darauf eingestellt, um elf Uhr abends auszugehen, Verabredungen werden für zwei Uhr früh getroffen, für drei Uhr und für noch später, wenn die Zeiger längst vom Ziffernblatt gefallen sind. Ich aber glaube, dass Rom sein Bestes am frühen Morgen gibt.

Aus vielerlei Gründen stehe ich früh auf und gehe hinunter in die Straßen des Viertels: Es ist beinahe niemand unterwegs. Aber mit diesen wenigen versteht man sich anhand eines Blicks: Wir sind die, die das Bedürfnis nach einem Beginn verspüren, die, die eine halbe Stunde Ruhe genießen wollen, ein Stückchen geschenkter Zeit. Kein Lokal hat geöffnet, es gibt keine Schlangen vor den Verkehrsampeln, es gibt nichts zu tun, außer Gehen und die frische Luft einatmen, die sich langsam erwärmt und schmutzig wird.

Witwen mit Hund, Zeitungsverkäufer, den Zigarettenstummel im Mund, Arbeiter, bereit für die Baustelle, Liebende, die aus irgendeinem Haus geschlüpft sind, und dann der Verrückte, der kreist und kreist und wie eine zerbrochene Schallplatte wiederholt: »Ich hab die doch gern gehabt, wirklich gern.« Und dann der Mann, der die Milch bringt, der Pensionist, der nie schläft, der Fanatische, der in Unterhemd und kurzer Hose läuft und schwitzt, der Typ, der schon um sechs Uhr morgens mit der ganzen Welt zerfallen ist, der Junge, der auf seinem Moped singt, und noch viele andere, alle aber bemerkenswert.

Niemand hat sich vom Chaos der Nacht verwirren lassen, niemand ist gekleidet, als würde er ausgehen: Jeder ist nur er selbst, eine Blase aus Licht, die am frühen Morgen umherstreift. Jeder ist

früh aus dem Haus gegangen, weil er etwas ganz besonders Wichtiges zu sagen hat oder weil er in der Nacht einen Biss des Todes verspürte und deshalb Leben atmen will.

Es gibt Treppen, die jeder Römer erklimmen muss, und dabei beziehe ich mich nicht auf die in Regina Coeli, früher die Darbietung wahrhaftiger Romanità für jeden Spitzbuben. Besser ist es, andere Stufen hinaufzusteigen, gute fünfhundertfünfundfünfzig: die, die uns in die Spitze der Kuppel von Sankt Peter bringen.

Dazu muss man ein paar Warteschlangen in Kauf nehmen, einen Metalldetektor passieren, Geduld haben, fünf Euro zahlen, und dann beginnt der Aufstieg. Er ist beschwerlich, aber die Beine halten mit; problematisch kann es für den werden, der unter Klaustrophobie leidet, weil die Treppe nach einem geräumigen und leichten Anfang eng wird und sich dreht, und uns jeder rechte Winkel und jeder festsitzende Gedanke verlassen.

Es gibt eine wunderbare Zwischenrast vor der letzten Steigung: Plötzlich finden wir uns mit dem Ausblick auf die Basilika, im schmalen Innenraum des Tambour, zwischen den funkelnden Mosaiken des Cavalier d'Arpino*. Die Gläubigen, die Neugierigen, die Touristen unten sind winzige Ameisen, verloren auf dem farbigen Marmor. Es ist, als wäre man mitten in einem Traum, dem täglichen Leben entzogen, den üblichen Erklärungen. Hier sind wir im vergoldeten Himmel der Renaissance, in einem künstlichen Paradies. Aber wir müssen weiter, die Treppe erwartet uns, bringt uns höher hinauf.

Schritt für Schritt wird der Raum kleiner, wir spüren die Atemnot von dem, der uns folgt und die Bedenken dessen, der fürchtet, nicht in der Spitze anzukommen: Es scheint uns, als würde man das Pochen eines jeden Herzens hören. Die Schnecke des heiligen Andreas – so heißt diese Wendeltreppe – steigt und dreht sich so sehr dabei, dass uns der Kopf darüber schwindlig wird. Um den

letzten ganz ganz engen, ganz ganz steilen Treppenabschnitt zu schaffen, muss man sich an einem Seil festhalten. Noch eine Anstrengung, ein Muskelziehen, ein Schubs und noch ein Schrei in diesem schwindelerregenden Uterus, und wir sind im Licht, wie neugeboren in verblüffender Höhe, auf dem Gipfel der Stadt, auf dem Gipfel der Welt.

Und alles liegt vor unseren Augen, Rom leuchtet in der Märzsonne, und für eine Minute erscheint uns das Leben wundervoll.

Der Petersplatz ist voller Symbolik: elliptisch wie das Universum, gebildet durch zwei Halbkreise, die eine Einladung zum Uarmen andeuten, geschmückt durch einhundertvierzig Heiligenstatuen, die zwischen Erde und Himmel schweben, als zeigten sie die nötige Vermittlerrolle der Kirche an, mit diesen Säulen, die sich bei jedem Schritt und jedem Blick ins Leere öffnen und wieder schließen, wie ein steinerner Wald, in dem die Vernunft sich verliert und wiederfindet.

Die Arbeit daran dauerte von 1656 bis 1667, von Papst Alexander VII. heftig herbeigesehnt, von Bernini* entworfen und wieder verworfen, dem es zunächst nicht gelang, die perfekte Form zu finden, sich der zu breiten und zu schweren Fassade von Maderno* anzunähern und die Basilika mit der religiösen angstvollen Unruhe der Pilger zu verbinden. Zuerst dachte er an ein großes Trapez, dann an einen Kreis, schlussendlich fand er die Lösung in diesem architektonischen Wunderwerk, Resultat außerordentlich raffinierter Kalkulationen, von erzwungenem Gleichgewicht, von Konvergenzen und Divergenzen, bis zur Begrenzung durch den bewegendsten leeren Raum der Weltgeschichte.

Wie oft bin ich in der Nacht über diesen intimen und windverblasenen Platz gegangen, auch um dem ewigen Gesang des Brunnenwassers zu lauschen, wobei ich die Punkte auf dem Boden suchte, die alles begrenzen und wieder zusammensetzen, als wä-

ren sie Antworten auf die innere Verwirrtheit. Schon als kleiner Junge fühlte ich, wie sich dieser Platz von den anderen unterscheidet, als wolle er sich auf geheimnisvolle Weise mit dem Dunkel des Himmels verbinden.

Und heute gleicht der Petersplatz noch viel mehr einer majestätischen Erwartung, einer ziellosen Umlaufbahn, dem Maul eines Vulkans, der das erhellende Feuer erwartet. Überall reihum sind die Kameras von tausenden Berichterstattern postiert, sie scharen die Journalisten aus der ganzen Welt um sich, suchen nach einer Nachricht, einem Detail, einer Geschichte, die man erzählen kann. Und der Platz schweigt, bevölkert und doch ganz still, umgeben vom Säulengang Berninis und weit aufgestoßen für eine Frage, die noch keine menschlichen Antworten findet.

Für einige Minuten das zersprengte Leben der Plätze verlassen, den Blick nach oben richten, wo sich alles zu einem einzigen Blick vereint und jedes kleinste Detail nur Element eines ausgedehnten Landschaftsbildes zu sein scheint: Manchmal dient auch diese Askesse dazu, die Vorstellung wiederzufinden, in der alles einen Platz und einen Sinn hat.

Der höchste Punkt Roms ist natürlich das Belvedere in der Spitze der Kuppel von Sankt Peter, aber nur wenige wissen, welches der zweithöchste Gipfel der Stadt ist: Es handelt sich um den Turm der Villa Maraini, Sitz des Istituto Svizzero, das sich in der Via Ludovisi befindet. Ein Gebäude, einem riesigen Schloss aus Spielkarten ähnlich; es wurde zwischen 1903 und 1905 vom Schweizer Architekten Otto Maraini* errichtet, der dem Stil dieser Zeit, halb Renaissance und halb Märchen, folgte.

Sein Bruder Emilio Maraini*, ein Industrieller, der Zucker aus dem Extrakt roter Rüben produzierte, hatte diese Liegenschaft kurz zuvor erstanden. Sie fungierte als eine Art Lagerplatz, wo man den Erdaushub der vielen Baustellen der Gegend ablud, ein

kleiner künstlicher Hügel, der Saison um Saison höher wurde: Maraini hatte die Idee, die Villa auf dem Gipfel des Hügels zu errichten. Er wollte sie groß, verzaubert, mit einem Turm von sechsundzwanzig Metern Höhe, von dem aus er die ganze Stadt bewundern konnte. 1946 widmete die Witwe Marainis das Gebäude der Kultur, es sollte zu einem Treffpunkt für den intellektuellen und künstlerischen Austausch zwischen der Schweiz und Italien werden.

Hier habe ich Marco Tirelli* kennengelernt, den großen römischen Maler: Seine Eltern hatten im Institut gearbeitet, und so wuchs er zwischen den Ateliers der Künstler auf. Wir waren beide zwanzig, und von Zeit zu Zeit stiegen wir auf den Turm, um die Welt zu betrachten und darüber zu sprechen, was wir tun würden, um auf Leinwänden und auf Buchseiten, auf einem Gemälde, in einem Gedicht, den unendlichen Variantenreichtum und die unendliche Verwirrung des Lebens festzuhalten.

Wenn man jung ist, hilft das Aufsteigen manchmal, um mit etwas klareren Gedanken herunterzukommen.

Und inzwischen hat der Frühling begonnen: eiskalt, voll Sorgen und doch immer auch voll der Hoffnungen, also lasst ihn uns feiern, lasst uns zum spektakulärsten Baum in Rom aufbrechen.

In der Stadt gab es einen drastischen Baumschnitt: Viele Bäume sehen aus wie arme Krüppel, halb die Arme zum Himmel, halb zur Erde gereckt, andere sind alt, andere wiederum wurden abgesägt, weil sie umzufallen drohten. Das scheint kein guter Moment für den grünen Stadtbewohner, aber der Baum des Judas*, der auf den Hängen des Palatin in der Via San Gregorio hochragt, bleibt ein einzigartiger Außenseiter.

Noch ist er kahl und seine nackten Zweige dehnen sich aus, wobei sie die Erde berühren: Er scheint ein pflanzlicher Polyp, der halb in der Luft schwebt, aber bald wird er von hunderten Blüten

in einem flammenden Rosa bedeckt sein, beinahe schon violett, und als Hintergrund für tausende Fotografien erhalten, von den Touristen geschossen, die auf Besichtigungstour durch das klassische Rom unterwegs sind.

Die Fachleute sagen, dass er um die hundert Jahre alt sein muss, und dass er eine ungewöhnliche Form hat, ziemlich verschieden von dem Baum, an dem sich dem Evangelium nach Judas erhängte, nachdem er Jesus für dreißig Silberlinge verraten hatte. Dieser hier ist gänzlich unbelaubt; anstatt in die Höhe zu wachsen, dehnt er sich prächtig in die Breite aus, so als wollte er mit seinen sanften Tentakeln die ganze Stadt umarmen.

Jedes Mal, wenn ich hier vorbeikomme, kann ich nicht anders, als an das Leben zu denken, das unter allen Bedingungen seine Form findet und nicht klein beigibt. Keine Schuld werden wir an die uns streifenden Zweige des Baumes hängen, bloß die Verwunderung für diesen Akrobaten, der auf dem unsichtbaren Seil der Zeit im Gleichgewicht bleibt und jeden Frühling aus Farben und Gerüchen ein wunderbares Feuerwerk entfacht.

Um die Phantasie meiner Schüler anzufachen, die oft müde und beschränkt ist, habe ich ihnen ein Thema gestellt, das sie zwingt, sich etwas Ungewohntes einfallen zu lassen. *Jenseits des Gartentors*. Diese Fährte entfesselt immer einen Sturm der Entrüstung: Aber was soll das heißen, aber welches Gartentor, was haben Sie sich reingezogen, *professò?*, aber ich insistiere, und nach zwei Stunden überreichen sie mir Aufsätze, die für mich eine Überraschung sind, im Grunde auch für sie, die nicht geahnt hatten, dass sie eine Welt jenseits des Gartentors haben.

Wenn ich meine Schüler in einen Bus verfrachten könnte, um mit ihnen ein phantastisches Tor anzusehen, zwischen *Tausendundeiner Nacht* und den Pforten der Wahrnehmungsfähigkeit, etwas, das Realität und Poesie teilt und wieder vereint, Welt und Ge-

genwelt, würde ich Folgendes tun: Dazu muss man auf dem großen Platz vor Santa Croce in Gerusalemme parken und sich dann nach rechts wenden: Das außergewöhnlichste Eingangstor Roms befindet sich hier, geschaffen hat es Jannis Kounellis*, und montiert wurde es im Jahr 2007.

Es gibt eigentlich keine Worte, das Tor zu beschreiben, aber ich versuche es: Die eisernen Schranken scheinen sich aufzulösen, um sich dann wieder in kreisförmigen Voluten zu verfestigen, in einer Serie aus Spiralen, Knäueln, metallenen Wirbeln. Und als Lot über diesen Wirbeln steigen Dutzende farbige Steine und Quarze, rot, gelb, grün, blau, gleich Meteoriten auf, die es von einem heiteren Planeten hierher geregnet und eingefügt hat. Es ist ein großartiges Eingangstor, wie immer hat Kounellis es verstanden, Schwere in Grazie zu verwandeln, Materie in Vision. Und jenseits dieser leuchtenden Trennwand liegt der *hortus conclusus* der Mönche: Gemüsegarten und Ziergarten, Arbeit und Gebet, Feigen, Weintrauben, Zitrusfrüchte, Gladiolen, Tulpen, Kamelien.

Einzutreten ist nicht möglich, früher war es das, heute nicht mehr: Heute kann man nur durch freie Stellen des Märchentores blinzeln, den Blick über die funkelnden Quarze schweifen lassen, sich dazu etwas ausdenken. Zwischen Leben und Traum vibriert dieses Tor, das hier Leben ist und dort wieder Traum.

Ich fuhr mit dem Moped die Via Salandra hinunter, mit dem typischen Blick des Römers, der auf die Straße achtet, auf die Kreuzungen, auf den SUV, der mit hundert Stundenkilometern von einer Einfahrt herausrauscht, und zwischendurch so aus dem Augenwinkel heraus Fragmente der Landschaft sammelt, flüchtige Schönheiten. So kam ich voran und behielt dabei die Wohnhäuser rechts und links im Auge, das peruanische Internetcafé, die Kaffeebars, die von den Ministerialbeamten der Zone frequentiert werden, die Auslagen der Reisebüros. Plötzlich packte mich die

Verwunderung, ich musste unbedingt ein unwahrscheinliches Spektakel aus der Nähe sehen: Auf einer Seite der Auslage eines Geschäfts erstreckten sich zehn Meter der Mura Serviane*, ein Fragment aus dem ältesten Rom, ausgestellt wie ein Pullover!

In Wirklichkeit handelt es sich nicht um einen Laden, sondern um das Ufficio Relazioni con il Pubblico del Corpo forestale dello Stato*: Man kann eintreten und aus der Nähe wirklich ein Stück der Geschichte des 4. Jahrhunderts v. Chr. betrachten.

Die Mura Serviane, unter Tarquinius Priscus* errichtet und dann von Servius Tullius* erweitert, wurden nach dem Sacco di Roma 390 v. Chr. wieder aufgebaut, nachdem die Gallier die Stadt verwüstet hatten. Die Mura Serviane bestehen aus großen Blöcken von gelbem Tuff, waren zehn Meter hoch und mindestens vier Meter dick, und wie alle Verteidigungsbauten haben sie die Römer in der Hoffnung gewiegt, unverletzbar zu sein.

Dieses Stück Mauer wurde 1907 entdeckt, als gerade das Viertel Sallustiano geschaffen wurde, und zu einem großen Teil ohne allzu viele Skrupel ausgeweidet. Ein paar Reste der Trümmer aber wollte man konservieren: Eines steht auf der anderen Straßenseite, unter einem Portikus, während dieses hier ein Gefangener des Büros bleibt, wie ein Riese, den man in eine Flasche gesperrt hat.

Eine Tafel in Latein erinnert: »Hier wurden jene Mauern gerettet, die die Urbs gerettet hatten«, und wir können uns von neuem bedanken, dazu muss man bloß eine freundliche Sekretärin um Erlaubnis fragen und sich fünf Minuten neben diese Mauerstücke setzen, während jenseits des Fensters Rom ungeordnet dahinfließt.

Rom ist voller wunderschöner Museen: Vor manchen bilden sich Warteschlangen von Leuten, die aus der ganzen Welt hergekommen sind, sie zu besuchen, andere dagegen bleiben unbegreiflicherweise leer, sind selbst den Römern unbekannt. Das Museo

delle Mura bei der Porta San Sebastiano zum Beispiel ist ein Juwel, das alle kennen sollten: ein Ort voll der Geschichte, spannend auch für Kinder, die unglaublichen Spaß daran finden, auf den Befestigungsbauten herumzuspazieren wie antike Bogenschützen oder Helden aus Fort Alamo.

Die Aurelianischen Mauern wurden nicht unter Marc Aurel* erbaut, wie man manchmal denkt, sondern von Kaiser Aurelianus* zwischen 270 und 275 n. Chr. Die Stadt hatte sich vergrößert, und die alte Servianische Mauer genügte nicht mehr, sie zu umfassen und zu verteidigen, weil aus dem Norden Europas zuerst die Alemannen einfielen, dann Quaden und Markomannen, und die Bedrohung jeden Tag näher rückte.

Also wurde in kurzer Zeit ein Mauerwerk hochgezogen, etwas mehr als sechs Meter hoch und drei Meter breit, und mit Wachtürmen alle dreißig Meter. Aber bereits 400 n. Chr. erschien diese Verteidigungsanlage nicht mehr ausreichend und Kaiser Honorius* entschied, die Höhe der Mauern zu verdoppeln und das Bauwerk so sicherer zu machen. Im 9. Jahrhundert dann ließen sie die Päpste, eingeschüchtert durch Langobarden und Sarazenen, noch solider ausbauen. Es ist immer dasselbe: Je größer die Angst, desto stärker der Riegel. Je schwächer man sich fühlt, desto besser versperrt man die Pforte des Hauses.

Das Museum, reich an Modellen und Erklärungen, erzählt uns die Geschichte des Verteidigens bis zum Geht-nicht-mehr, von einer rührigen Ungeduld, von einem ewigen Alarm. Und dann öffnet sich plötzlich eine kleine Tür, und wir befinden uns im inneren Laufgraben, wie die Soldaten der Festung Bastiani in *Die Tartarenwüste* von Dino Buzzati*. Durch die hohen Schießscharten sehen wir die Autos, die weiter unten vorbeifahren, und können uns die Angst der römischen Soldaten vorstellen, bereit, Wurfmaschinen und Onager* zu betätigen, aber auch die Garibaldini der Repubblica Romana* von 1849, wie sie von hier aus die Landschaft

beobachten, das Näherrücken der Feinde, und sich auf den Zusammenstoß vorbereiten.

Es ist der ewige Kampf zwischen Lanze und Schild, zwischen dem, der angreift und dem, der verteidigt. Es ist der ewige und brutale menschliche Wechselfall: Wir gegen sie. Einander verstehen? Nie.

April, der übelste der Monate, wie der Dichter* sagte. Die Stille des Winters, wenn die Sinne schläfriger sind und die Gedanken viel ruhiger kreisen, sie scheint zu Ende zu sein. Alles erwacht von neuem, das Leben nimmt seinen Rhythmus wieder auf, die Zeit vergeht rasch, und wir nehmen die Trunkenheit und die Gefahr des Frühlings wahr, die uns zitternd in unsere Bahn zurückwirft. Aber wenn wir gerade noch einen Augenblick der Stille genießen, wenn wir uns für ein Halbstündchen dem Getöse des April entziehen wollen, können wir den Weg zur Galleria Esedra einschlagen, hingestreckt wie ein langes und unbeschwertes Gähnen zwischen der Raserei auf der Via Orlando und dem der Via Torino.

Das ist ein Platz, der seit Jahrzehnten gleich geblieben ist, gleichgültig gegenüber allen Moden und jeder Veränderung, der, poetisch ausgedrückt, an einem vagen und beruhigenden Sinn von Eintönigkeit festhält. Wir könnten uns an eines der Tischen bei Dagnino setzen, jener alten und verlockenden sizilianischen Pasticceria Bar, und Tee mit ein paar sizilianischen Süßigkeiten zu uns nehmen und in einem Klassiker lesen. Wir könnten uns dem Gewicht der Gegenwart entziehen und uns Gedanken ohne Ablaufdatum widmen, unseren ewigen Verstrickungen. Oder wir könnten die Vitrinen einer der ältesten Briefmarkenhandlungen unserer Stadt bestaunen, innehalten, um von fernen Ländern zu träumen, aus denen diese kleinen ausgezackten Quadrate stammen, winzig kleine und kostbare Bilder von Blumen, Tieren, vergessenen Staatshäuptern, vergessenen Helden.

In der Galleria Esedra ändert sich nichts: Die Wellen der Zeit scheinen außerhalb dieses geheimen Hafens anzuschlagen, und auch wir, wer weiß, fühlen uns unverletzbar, leicht und melancholisch, wie reine Seelen.

Niemand fühlt sich in einem zu vollen Lift wohl. Wir hoffen, dass die kleine Reise nicht lang dauert, dass vielleicht jemand im ersten oder im zweiten Stock aussteigt, tatsächlich aber steigen sogar noch welche zu. Wenn der Lift steckenbliebe, wäre das schlimm: Über die ersten Sekunden könnte man sich noch mit Herumalbern hinweghelfen, dann aber würde die Angst wachsen. Vielleicht wäre es ja besser gewesen, zu Fuß zu gehen, auf die falsche Bequemlichkeit zu verzichten ...

Wer weiß, ob nicht die Statuen auf dem Platz gegenüber der Galleria nazionale d'arte moderna Ähnliches denken. Auf diesem engen Raum zwischen den Bäumen haben gut und gern sechs Statuen Platz gefunden. Sechs Schriftsteller, einige berühmt, andere beinahe unbekannt.

Da ist einmal Henryk Sienkiewicz*, Nobelpreisträger von 1905, der Verfasser von *Quo vadis?* Er wirkt beinahe wie ein Kardinal von Manzù; neben ihm der ägyptische Dichter Ahmed Shawqi*, eine Rose in der Hand; ein bisschen weiter drüben Gogol*, der in seinen bronzenen Händen eine Maske hält, die sein wirkliches Gesicht zeigt. »Ich kann über Russland nur in Rom schreiben«, zitiert ihn der Satz auf dem Sockel.

An der anderen Wand dieses Platzes, der in seiner Enge beinahe an einen Lift gemahnt, erhebt sich stolz und mit einem Speer bewaffnet Garcilaso de la Vega*, ein peruanischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts; zu seiner Rechten Petar Petrović-Njegoš*, der aussieht wie ein Straßenräuber, in Wirklichkeit aber ein Dichter war, Bischof und Prinz von Montenegro, und ganz am Rand ein anderer Poet, der Perser Firdousi*.

Alle runzeln sie die Stirn, wirken nachdenklich bis unzufrieden, vielleicht hatte sich ja jeder von ihnen einen Platz ganz für sich allein erhofft, und in Wirklichkeit teilen sie sich nun mit Mühe den Raum in dieser städtischen Dichtersammlung. Jetzt wäre es vergnüglich, andere Dichter auftauchen zu lassen, andere Statuen dazuzustellen, den Ort mit Marmor, Bronze und lyrischen Erinnerungen vollzuräumen, und vielleicht würde er sogar zum Versammlungsort für die jungen römischen Dichter werden: Sie könnten sich für hier oben verabreden und abends ihre Verse vorlesen.

Noch ist das hier ein Sammelort für Stricher, aber morgen, wer weiß, könnte es der neue Parnass werden, der Hügel der Dichter, und die Statuen würden lächeln.

Die Nachtlokale in Rom öffnen und schließen, wechseln den Namen, wechseln die Fassade, versuchen in jeder erdenklichen Weise ein launisches Publikum anzuziehen, das immer neue Nervenkitzel fordert und es nicht erträgt, am falschen Ort zu sein, in einer Bar oder einer Disko, die nicht mehr angesagt sind. Man muss die Geschmäcker vorausspüren, die Trends voraussehen, auf der Welle des Erfolges schwimmen. Hunderte arbeiten mit, um jedes Lokal zu einem Magnet zu machen, sodass es die herumirrenden Nachzügler der Nacht anspricht. Nur ein Platz ist seit seiner Eröffnung am 17. Februar 1965 gleich geblieben: das Piper in der Via Tagliamento, vor dem Viertel Coppedè*.

Sicher, die stroboskopischen Lichter wurden oft ausgewechselt, auch die Inneneinrichtung und die übertrieben laute Musik vor den Kassen. Aber das Piper ist immer noch hier, wie Sankt Peter und das Kolosseum, ein Fixpunkt im rotleuchtenden Karussell der Jahrzehnte. Am Anfang waren hier die Rokes von Shel Shapiro* und die Equipe 84 von Maurizio Vandelli*, aber auch die Bilder von Schifano* und die von Andy Warhol, der Beat und die